

Nr. 81. Bromberg, den 10. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Vater Dag blieb, und seine Augen folgten der stattlichen Gestalt, bis sie verschwand. Dann ging sein Blick über alle Anwesenden, von Gesicht zu Gesicht, und es leuchtete darin auf wie Triumph. Von seiner allerfrühesten Kindheit an bis in späte Jahre hinein hatte er die Geringschätzung des offenen Landes gegen sich und seine Familie gespürt, gegen die Waldleute, und niemals war er dieses Gefühl richtig losgeworden, trotz all seinem erworbenen Reichtum. Auch heute abend hatte der oder jener in Tischreden oder durch unüberlegte Äußerungen im Gespräch mit ihm eine Art Herablassung gezeigt, die ihm nicht behagte. Ane Hammarbös Kunde aus uralter Zeit, daß der erste seiner Sippe, der nach Björndal kam, königlichen Blutes gewesen sei, hatte er kaum für etwas Sicheres genommen. Wie sich aber seine Vorväter im Kampf aus dem wilden Wald emporgerungen hatten, bis Hof und Siedlung wurden, was sie heute waren, das schien ihm bedeutend genug, daß sie sich mit jedem messen konnten. Und Adelheid — sie stammte mütterlicherseits von Leuten, die sicherlich bedeutender waren als irgendeiner der Gäste, auch ihr Vater sollte ja aus recht gutem Hause sein; und jetzt ging Adelheid in seine Familie ein.

Vater Dag reckte sich ganz hoch auf und wanderte durch die Lichterfülle, breit und mächtig. Die Tränen, mit denen Adelheid sein Hemd benetzt hatte, dünkten ihn funkelnde Edelsteine.

Adelheid hatte dreien ein „gute Nacht" zugeraunt. Ihr Vater war aufgebraust und hätte fast verraten, daß sie zur Ruhe gehen wollte, aber er biß sich noch rechtzeitig auf die Zunge. Er begleitete sie sogar bis in die Vorderstube des alten Hauses, die einst von Jörn Vielfalt aus der früheren Küche umgebaut worden war und dem Neubau am nächsten lag. Hier strich ihr Major Barre zum erstenmal, seit sie ein zehnjähriges Kind gewesen war, über die Wange und stammelte etwas davon, daß sie ihm viel verzeihen müsse; aber er sei eben Soldat gewesen und — immer geblieben.

Sie weckte ein sonderbares Gefühl in Adelheid — diese zarte Bitte ihres polternden, selbstzufriedenen Vaters. Mit all seinen Schwächen und Fehlern war er doch ihr Vater, und gerade er hatte sie nach Björndal gebracht. Gleichwohl vergaß sie diesen Vorfall, als sie sich im Dunkel die Treppe hinauftastete, vergaß alles vor Spannung, die Kammer wiederzusehen — allein.

Sie schloß die Tür hinter sich und blieb andächtig stehen. Die Tür zu Dags Zimmer war angelehnt, und sie konnte dort drinnen in der Finsternis nur einen lebendigen Schein vom Kamin her erkennen. In ihrem eigenen Ofen prasselte es noch etwas, sie öffnete die Ofentür und legte frische Birkenscheite nach. Sie sog den Duft des Holzes ein, das an der Wand aufgestapelt lag. Es schien ihr der Inbegriff aller Wärme und Behaglichkeit der Welt. Weiß und seidig war die Birke, wenn sie draußen auf den Weideplätzen stand, die Prinzessin des Sommers, und warm und ausgiebig und duftend war sie zur Winterszeit drinnen im Hause. Liebkosend strich sie über einen seidenglänzenden Klotz.

Dann schritt sie feierlich und langsam bedächtig durch die Kammer. Ja, alles war wie früher. Der Lavendelgeruch aus den Schubladen und der süß-schwere Duft der getrockneten Rosenblätter in der Dose auf der Kommode. Die hatte Jungfer Kruse gewiß schon im Sommer zurechtgemacht, als sie selber so grenzenlos verzweifelt hier umherlief, bevor Vater Dag freite — ja, für Dag und sie freite, sie aus ihrer Qual befreite.

Adelheid überkam fast eine Ausgelassenheit, als sie, sich wie im Tanzschritt wiegend, zur Kommode schritt, den Dosendeckel abnahm und tief und lange in die Rosenblätter hineinschnupperte. Sie hatten im Sommer unten im Rosengarten geblüht und bewahrten noch jetzt den Duft von Sommertag und Sonne. Sie schloß den Deckel wieder und blickte im Spiegel über der Kommode tief in ihre eigenen Augen.

Sie begann die goldenen Reifen zu lösen, die in griechischer Art ihr Haar zusammenhielten, und die dicken Docken umwogten befreit den Hals.

Plötzlich fielen ihr ihre Sachen im Neubau ein. Wie sollte sie jetzt daran kommen? In Gedanken zog sie die oberste Kommodenschublade auf, und die nächste, und die übernächste. Da lag ihr Zeug. Jungfer Kruse hatte neben all den tausend anderen Dingen, die sie an diesem Tag im Kopfe haben mußte, auch noch hieran gedacht. Adelheid wendete den Blick zur Bettdecke drüben bei der Fenstertür. Ja, dort hing auch ihr Reisekleid — und über dem großen Sessel der Mantel „aus Fellen, die Dag zusammengebracht" hatte. Feierlich wie in der Kirche wandelte sie die wenigen Schritte, ganz langsam, und beugte sich über den Mantel. Es war das erste Geschenk, das sie von Dag selbst bekam. Die anderen Gaben stammten sicherlich vom Vater; aber die Felle für den Mantel hatte er bestimmt selber gesammelt. Sie ergriff ihn vorsichtig, hob ihn auf und ging damit ans Licht. Ja, es war Marder — der ganze Mantel. Gab es so viele Marder in der Welt? Und obwohl sie nichts von der Jagd verstand, dämmerte es ihr doch, wieviel Mühe und Achtsamkeit alle diese Felle der vorsichtigen, blitzschnellen Tierchen Dag gekostet haben mußten. Sie hielt den Mantel an ihre Wange, um die Wärme des weichen Pelzes richtig zu fühlen, und drehte und wendete und betrachtete ihn. Innen war er mit dicker Seide gefüttert.

Adelheid hatte den Schlüssel in den Sekretär gesteckt, ihn dann aber wieder herausgezogen und in eines der kleinen Fächer der obersten Kommodenschublade gelegt. Seine Geheimnisse mochten bis zu einem anderen Mal warten. Sie hatte nachgesehen, ob das Kruzifix an der Innenwand des Bettes hing, und den Vorhang so zurechtgezogen, daß das Licht hindurchfiel wie damals am ersten Abend. Sie hatte in Dags Zimmer geguckt, ob das Feuer im Kamin in

Ordnung sei, dort in einem der Stühle gesessen und die mächtige knorrige Kiefernwurzel betrachtet, die so heiß loderte. Heute nacht würde sie alle die Wärme von sich strahlen, die sie in einem Jahrhundert aufgespeichert hatte. Und sie hatte sich in Dags Stube umgeblickt, die karg war wie die eines Soldaten.

Dann war Adelheid in ihre Kammer zurückgekehrt und hatte sich für die Nacht zurechtgemacht; als sie aber fertig war, um zu Bett zu gehen, verfiel sie darauf, den Pelzmantel anzuprobieren, und nahm ihn um. Sie spürte ihn wie eine merkwürdig nahe Wärme an sich, anders als alles, was sie je gefühlt hatte. Sie steckte die nackten Füße in die Pantoffeln und öffnete die Fenstertür; ja, sie ging auf den kleinen Balkon hinaus, der wie ein Vogelnest hoch oben an der Mauer hing, als wolle sie Dags Mantel in der kühlen Nachtluft erproben. Es war sehr trübes Wetter ohne Sterne noch Lichterschein. Nur ein strömender Hauch von Herbst und Nacht und — von Wald strich durch das Dunkel; die Nacht war heute von Tönen belebt. Adelheid erfaßte nicht gleich, was das für Laute waren, so unendlich fern waren alle ihre Gedanken dem Hochzeitsfest. Es waren menschliche Stimmen und Musik, was sie in der Nachtstille aus dem Neubau vernahm und weit hinten aus der Gesindestube, wenn die Musikanten im Saal eine Pause machten.

Sie knöpfte den Mantel fest zu, schlug den Kragen hoch und setzte sich hier draußen auf eine der Bänke. Seltsam, allein hier oben in der Finsternis zu sitzen und auf die Musik und das Festgetöse zu lauschen, auf den Widerhall ihres eigenen Hochzeitstages. Dieses Getöse aus dem Saal wurde zu einem Abschied — von allen dort unten, von der Stadt, von ihrer ganzen Vergangenheit, zu einem letzten Akkord ihres bisherigen Lebens. Und das Brausen des Tanzes mit dem sinnverwirrenden Fiedelklang aus der Gesindestube schien ihr wie ein Lockruf aus dem neuen Leben, dem sie jetzt entgegenging.

10.

Adelheid hatte bisher zehn glückliche Jahre verlebt. Das waren ihre ersten zehn Kinderjahre. Der Vater war den größten Teil dieser Zeit Rittmeister bei den Dragonern gewesen, und sie hatten auf einem großen Landgut mit viel Vieh und mutigen Pferden gewohnt. Wenn der Vater daheim war, gab es Leben und Jubel und Ausfahrten und Ritte; und der Vater sagte, Adelheid sei ein fertiger Dragoner zu Pferde gewesen, schon ehe sie zehn Jahre alt war.

Dann geschah das unsäglich Traurige, daß die Mutter Adelheid mit zur Großmutter nahm und sie dort wohnen blieben. Der Vater kam niemals mehr, und was Adelheid über ihn munkeln hörte, lehrte sie den Menschen verabscheuen, dem sie ihre lichtesten Erinnerungen verdankte. So keimte das erste Mißtrauen gegen das Leben in ihr. Die zehn Jahre im Hause der Großmutter verliefen ruhig, aber streng und freudlos.

Als die Mutter starb und dann auch die Großmutter, mußte Adelheid zu dem verhaßten Vater zurück. Die seitdem verflossenen sieben Jahre mit ihrer Not und Bitterkeit hatten sie tief gezeichnet. Allerdings entdeckte sie grade in diesen Jahren ihre Schönheit und lernte mit dem Vater alle Vergnügungen der Zeit kennen. So manches Mal war Adelheid Barre Ballkönigin gewesen, und doch . . .

Der Ernst aus dem Hause der Großmutter war ihr geblieben, hatte sie gelehrt, Schmerz hinter dem gesellschaftlichen Lächeln, Hohlheit hinter allen Schmeicheleien zu erblicken. Der Festglanz draußen und die Not zu Hause ließen sie das ganze Dasein als Lüge empfinden.

Dann war Björndal in ihr Leben getreten. Von der ersten Stunde an hatte sich für ihr Gefühl dieser mächtige alte Hof mit dem scheuen Ernst des jungen Dag in eins verwebt und zu einem Bilde der Wahrheit und Rechtschaffenheit geformt — im Gegensatz zu der Falschheit und dem Leichtsinn der städtischen Kreise, in denen der Tanz am tollsten wirbelte, während Unglück und Leid des Krieges in die Familien am schlimmsten hausten.

Und sie, die durch die Eindrücke ihres Elternhauses tief verschreckt war und niemals wagte, einem der vielen Liebesschwüre zu glauben, die man ihr heiß zuflüsterte, sie, die jedem Gerede von Hingabe mißtraute — sie war von Liebe zu einem Manne gelähmt worden, der nie ein einziges gutes Wort zu ihr gesagt hatte.

Während eines endlosen Jahres hatte sie so die Ängste und Schmerzen der Liebe bis zur Verzweiflung durchlebt.

Ja, und nun war sie glücklich an diesem Tag — und noch viele, viele Tage, schwindlig vor Glück über alles und jedes. Sie weinte und litt vor lauter Freude in ihrer schönen Kammer, und sie, die in allem Mißgeschick ihr Haupt stets so stolz und hoch getragen hatte, schmolz in warmer, weicher Menschlichkeit hin und fühlte das Bedürfnis, einem den Arm um den Hals zu legen, und wenn es nicht anders sein sollte, dann — Dags Vater.

Aber wer so mitten in seiner glücklichen Kindheit von Mißtrauen gegen sein Liebstes vergiftet und im Haß gegen den eigenen Vater erzogen wird, wer als Zweifler großgeworden ist — solch ein Mensch wird eben wie Adelheid.

*

Einige Wochen nach der Hochzeit saß sie eines Abends in ihrer Kamer. Vater Dag hatte unsichere Nachricht aus der Stadt bekommen, der Krieg mit Schweden gehe zu Ende, es gäbe vielleicht bald wieder Fahrtmöglichkeiten nach England, und die Stille, die seit einiger Zeit in den Waldungen herrschte, hörte dann vielleicht auf. Und der Alte ließ, ohne Weiteres abzuwarten, mit der Arbeit beginnen. Er hatte Zimmerholz in der Stadt liegen, Unmassen, die nicht verschifft worden waren, und für die er keine Bezahlung erhalten hatte. Jetzt wollte man die Rechnungen begleichen zum alten, niedrigen Preis in wertlosem Papiergeld. Aber nein, hatten sie bisher nicht abgerechnet, dann sollten sie jetzt ehrlich bezahlen. Doch zog er aus ihrem Eifer seine Schlüsse und verfügte ja über genug Leute und Pferde, die nur zehrten, ohne Nutzen zu stiften. Er teilte dem Sohn seine Pläne mit, und Dag zog in den Wald, die Arbeit in Gang zu bringen; er schien es eilig mit dem Wegkommen zu haben. Adelheid verspürte ein Frösteln, als sie erfuhr, daß er fortwollte — noch am gleichen Tag, da es besprochen worden war.

Dag war schon mehrere Tage fort, sie sorgte sich etwas; aber Vater Dags Ruhe wirkte dämpfend auf ihre Unruhe, und sie selbst mahnte sich immer wieder zur Vernunft.

An diesem einsamen Abend fiel ihr ein, daß sie noch gar nicht den Schlüssel benutzt hatte, den Vater Dag ihr am Hochzeitsabend gegeben hatte. Tante Eleonore war lange dagewesen, und abends war es spät geworden und ihr zum ruhigen Aufenthalt in ihrer Kammer keine Zeit geblieben. Auch war eine Fuhre aus der Stadt mit ihren Sachen gekommen, darunter Bücher aus dem Nachlaß ihrer Großmutter. Vater Dag hatte ihr nach ihren Angaben gleich Wandbretter machen lassen, eins in der Kammer für ihre Lieblingsbücher, und zwei in eines der Kabinette im Neubau. Nach Tante Eleonores Abreise hatte sie auf ihrer Stube schöne Stunden beim Durchsehen der Bücher verlebt, voller Erinnerungen an die Großmutter und die Zeit bei ihr. Trotz aller Strenge der alten Dame war es eine gute Zeit, und die Bücher waren ihre Freunde gewesen — die Bücher des Bischofs.

Heute abend aber war sie unruhig umhergelaufen, auf den Balkon hinaus und wieder in die Kammer hinein, ja, in Dags Zimmer, hatte dort im Kamin Feuer angezündet, um etwas Leben von Licht und Schatten in den düsteren Raum zu bringen, und hatte an die Abende gedacht, da Dag und sie hier bis tief in die Nacht vor dem Kamin saßen. Sie hatte Worte und Gedanken aus ihm herausgelockt — über Wälder und Menschen, und war ihm näher gekommen; aber immer wieder empfand sie doch, wie unendlich weit es noch bis zu seinem Inneren war. Im Nachdenken hierüber war sie wieder in die Kammer zurückgekommen, als ihr plötzlich der Schlüssel einfiel.

Jetzt hatte sie ihn hervorgeholt. Es war ein zierlicher Schlüssel mit feinen Schnörkeln im Ring und vielen Zacken am Bart; sie fühlte ein Zittern in den Händen, als sie ihn in Jungfer Dorthea Holders Sekretär steckte. Was mochte darin sein — im Schrank einer feinen, reichen Jungfer? Der Tochter eines großen Kaufmanns, einer engelhaften Schönheit, wie sie von Vater Dag vernommen und übrigens auch selbst an dem ganzen Zuschnitt der Kammer gemerkt hatte. Der Schlüssel drehte sich gut, als sei er erst gestern damit geschlossen worden, die Türen kamen ihr leise und zutraulich entgegen. Sie waren einst von einem Meister so kunstvoll gemacht, daß sie sich langsam von selber öffneten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Palast der „Hexenkönigin".

Glanz und Verfall der Tuilerien.

Von **Franz Zeise.**

Wer noch um das Jahr 1563 den beiden Bürgern Urbin Poullart und Jean Auxboeufs hätte weismachen wollen, daß auf dem nördlichen Seineufer von Paris an Stelle ihrer Ziegelöfen sich bald die Türme und Schmuckpfeiler eines Königsschlosses erheben würden, dem hätten diese Männer barsch die Tür gewiesen und mit Recht, denn die Ziegelbrennereien an der Seine bestanden schon seit vier Jahrhunderten und waren aus dem Stadtbild von Paris nicht fortzudenken. Und doch begann sich schon ein Jahr später dieses idyllische Gelände zu verwandeln. Die Königin Katharina, die Gattin Heinrichs II., war durch Kauf Besitzerin der Wiesen geworden. Was die düstere und prunkfreudige Herrscherin, die man ihrer Vorliebe für Astrologen und Zauberkünstler wegen die „Hexenkönigin" zu nennen pflegte, plante, war großartig und eigenwillig: auf dem Terrain sollte das prächtige Königsschloß Frankreichs erstehen mit drei Höfen, mächtigen Portalen und einem zauberhaften Park. Es fand sich unter den vielen Wahrsagern in ihrer Umgebung leider keiner, der ihr prophezeite, daß dieser Palast viel schneller verfallen sollte als die ehemaligen Ziegelbrennereien.

Hier wohnte als erster Gast ein unmündiges Kind.

Als Katharina 1589 starb, lag die Baustelle seit sechzehn Jahren verödet, und was der Architekt Delorme vollendet hatte, das Mittelstück des Schlosses mit der monumentalen Zentralkuppel, glich in seinem trostlosen Glanz den letzten Visionen der Hexenkönigin. Kein Gardist, kein Lakai hauste in diesem Palast, der öde war, ohne Möbel, ohne Fenster, dessen Gitter aber aus vergoldeter Bronze bestanden, und in dessen Marmor das Wappen der Valois eingemeißelt war, der letzten dieser Dynastie. Abermals verstrichen nahezu sechzehn Jahre, ehe der erste Bourbon, Heinrich IV., an diesem Schloß weiterbaute. Er schuf den Südflügel, den Florapavillon an der Seine. Dieser Teil des Palastes war mit dem Louvre durch eine Galerie verbunden, in der Heinrich IV. bei schlechtem Wetter seine Hunde spazieren führte, ja sogar Fuchsjagden veranstaltete. Das Schloß selber blieb unbewohnt, und da seine herrschsüchtige Pracht den schlichten Sinn der Pariser reizte, nannten sie es wenig respektvoll „Les Tuileries", mit einem Namen, der seine Herkunft aus dem Worte „tuiliers" (Ziegelbrennereien) nicht verleugnet.

Der erste Gast, der unter Ludwig XIII. in die noch immer verödeten Tuilerien einzog, war ein unmündiges Kind, Anne-Marie-Louise von Orléans. Bald zeigte sie sich so bizarr, eigenwillig und ränkesüchtig wie ihr Vater, Gaston von Orléans. Der glanzvolle und düstere Palast, den die Hexenkönigin geschaffen hatte, schien für die Amazonenkönigin, wie die schöne, phantastische Prinzessin hieß, als Residenz vorbestimmt zu sein, aber auch das unheilvolle Schicksal all derer, die dieses Schloß bewohnten. Als 1649 der Adel und die Pariser Bürger sich gegen das Königstum erhoben, sah Anne-Marie-Louise schadenfroh zu, wie ihr erst elfjähriger Vetter, Ludwig XIV., an der Hand seiner Mutter zur Karosse eilte, die ihn nach St. Germain bringen sollte. Drei Jahre später, nach der Niederwerfung des Aufstandes, an dem sie nicht unbeteiligt war, mußte sie selber Paris verlassen. Noch einmal klangen im Florapavillon, den sie bewohnte, die Violinen und Flöten auf, loderten im prachtvollen Park Fackeln und Windlichter. Im Morgengrauen jedoch flüchtete die Prinzessin verhüllt und zu Fuß aus der Stadt.

Zweimal stürmt der Pöbel das Schloß.

Graute es Ludwig XIV. vor dem bösen Zauber, der schon damals diesen Palast zu einem verwunschenen Schloß machte? So scheint es zu sein. Jedenfalls bezog er die Tuilerien erst 1667, nach der Fertigstellung des Nordflügels, des Pavillons de Marsan, blieb aber dort nur vier Jahre und siedelte hierauf nach Versailles über, ein Vorgang, der sich bei seinem Nachfolger Ludwig XV. 1722 wiederholte. Abermals veröden nun die Tuilerien. In der großen Galerie wimmelt es von Ratten, Fledermäuse nisten unter den Fresken, mit denen Nicolas Poussin die Deckenwölbung geschmückt hat. Durch die zerbrochenen Fenster sickert bei schlechtem Wetter Regen auf die großen strategischen Reliefkarten, die man im Innern, wie in einer Rumpelkammer, aufbewahrt. Das Ganze gleicht einer Ruine. Im Palast selber haben Künstler, unter denen Fragonard der bekannteste ist, ihre Ateliers eingerichtet. Sie machen es sich im Schloß allzu bequem. Bei einem unvorhergesehenen Besuch des Königs kommt es zu lärmenden Zwangsausquartierungen. Noch später ziehen Schauspieler hinzu. Zum Entsetzen des Intendanten verkommt das Schloß sichtlich und ist unter Ludwig XVI. alles andere als eine standesgemäße Residenz.

Doch die wahren Schreckenstage stehen erst bevor! Während der Revolutionsjahre stürmt der Pöbel zweimal die Tuilerien. Der Palast wird zum Palais National, wo sich der Konvent einnistet, und wo es in den Korridoren von Pikenweibern und pfeiferauchenden Nationalgardisten wimmelt. Unter den vielen Bittstellern, die im Einigkeitspavillon (früher Florapavillon) vorsprechen, befindet sich 1795 ein entlassener Brigadegeneral namens Buonaparte, der von den Bureaugeneralen für verrückt erklärt wird, der aber fünf Jahre später wiederkehrt, um als Erster Konsul die Tuilerien zu bewohnen. Es mochte wohl eine böse Vorahnung sein, die an diesem Tage die Gattin Buonapartes, Josephine, befiel. Sie sprach fröstelnd: „Durch diesen Palast weht ein Duft von Königen, den man nicht ungestraft atmet!" — „Wie düster ist dies hier, General", fügte der Staatsrat Roederer hinzu, als er sich im verwunschenen Schloß der Hexenkönigin umsah. Stoisch zuckte der Korse mit den Achseln. „Ja, düster, wie alles Große!" rief er stolz. Er war der einzige Herrscher, den die melancholische Pracht des Palastes nicht abschreckte. War seine Seele nicht ebenso erhaben und traurig wie diese Gemächer in Gold, Marmor und Seide? Auch sein Geschick war es, welches das Geschwätz der Pariser mit dem Schloßkobold der Tuilerien, dem „kleinen, roten Mann" in Verbindung brachte, der Napoleon in den Schicksalsstunden zu erscheinen pflegte — zum letzten Mal in den Tagen vor Waterloo . . .

Noch drei Herrscher zogen in die Tuilerien ein, Ludwig XVIII., Karl X. und Napoleon III. (Der Bürgerkönig Louis-Philippe blieb im Erbschloß seiner Familie, dem Palais Royal.) Alle drei wurden verjagt. In den Herbsttagen 1870 wird der Chasseur d'Afrique, Bardelle, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst, Gouverneur der Tuilerien. Die Kostbarkeiten des Palastes werden von der Kommune zum Staatseigentum erklärt, was Bardelle nicht hindert, Tafelsilber und Wäsche ballenweise zu seinem Privateigentum zu ernennen. Am 23. Mai 1871, als die Versailler Truppen Straßenzug für Straßenzug erobern, stecken vier Verbrecher mit Pulver und Petroleum das Schloß in Brand.

Der Triumph der Familie Pozzo.

Die Feuersbrunst währte 48 Stunden und verzehrte alles bis auf den Marmor, den Granit, die Bronze. Mehr als ein Jahrzehnt stand die rauchgeschwärzte Ruine im Herzen der Stadt Paris. Pläne für den Wiederaufbau wurden erörtert und abgelehnt. Schließlich wurde der Abbruch der Tuileries-Ruinen beschlossen. Ein gewisser Achilles Picard leitet die Arbeiten und macht am Verkauf von Erinnerungsstücken ein glänzendes Geschäft. Die Familie Pozzo aus Korsika, die seit den Tagen des ersten Napoleon allen Bonapartes Todfeindschaft geschworen hat, ersteht besonders kostbare Marmorsäulen und Bögen. Auf den Höhen von Ajaccio, des Geburtsortes des großen Korsen, werden diese Andenken triumphal aufgebaut, als ein Zeichen des Sieges der Familie Pozzo über die Familie Buonaparte. Aber noch Jahre nach dem Abbruch gleicht die Place du Carrousel einem Trümmerfeld, ähnelt sie dem Gelände aus dem Jahre 1563, als noch die Ziegelstapel der Bürger Urbin Poullart und Jean Auxboeufs auf den Seinewiesen standen und als die Hexenkönigin Katharina von ihrem Wunderpalast zu träumen begann.

Kants Tischrede auf die Frauen.

Von **E. M. Wötzel.**

An einem Märzabend des Jahres 1770 hatte sich eine kleine auserlesene Gesellschaft im Hause eines angesehenen Königsberger Handelsherrn eingefunden. Unter den Gästen befand sich auch Immanuel Kant. Der Philosoph war ein stets gern gesehener Gast, der durch seinen feinen Witz und seine heitere Laune angenehm zu unterhalten wußte.

Eine Dame machte sich an diesem Abend besonders bemerkbar, die ihr vermeintliches Wissen einer Ware gleich

überlaut ausbot und niemand zu Worte kommen ließ. Kant blieb in sich verschlossen und war stiller Zuhörer, selbst der Wein löste seine Zunge nicht. Auf die Frage des Hausherrn nach dem Grund seines Schweigens antwortete der Philosoph: „Ich schweige, um desto mehr zu hören und zu denken!"

Die mitteilungsreichen Gaben der Dame schienen unerschöpflich, denn ohne Unterbrechung sprudelte der Quell ihrer Beredsamkeit.

Der Abend war bereits vorgeschritten, als der Gastgeber an Kant die Bitte richtete, doch nun auch ein paar Worte zu sprechen. Der Philosoph klopfte an sein Glas und bat um einige Minuten Gehör. Sofort ward Stille. Seiner Gewohnheit gemäß begann er mit leiser Stimme: „Eine Frau soll sein und soll nicht sein wie eine Schnecke. Eine Frau soll sein und soll nicht sein wie eine Stadtuhr. Eine Frau soll sein und soll nicht sein wie ein Echo." — — —

Nach diesen Worten schwieg Kant. Aber sein Paradoxon erregte allgemeine Neugierde, und man drang in ihn, sich doch näher zu erklären.

„Eine Frau soll sein wie eine Schnecke, ebenso sittsam und häuslich eingezogen leben wie eine Schnecke unter ihrem Dach; aber eine Frau soll nicht sein wie eine Schnecke, das heißt, sie soll nicht überall umherkriechen."

Die Stille nahm zu, als Kant fortfuhr:

„Eine Frau soll sein wie eine Stadtuhr, regelmäßig und musterhaft in ihrer eigentümlichen weiblichen Bestimmung; aber sie soll nicht sein wie eine Stadtuhr und allerorts gehört werden." — — —

„Eine Frau soll sein wie ein Echo, ohne Übertreibung, mit weiblicher Bescheidenheit, treu und wahr nur das Gehörte wiedergeben; sie soll jedoch nicht sein wie ein Echo, das nur stets und überall sich selbst hört!"

Lachen und Bravorufen folgten den Worten des Philosophen, der indessen sein Glas Rheinwein in die Hand nahm und es auf das Wohl der deutschen Frau leerte.



Bunte Chronik



Bekommen wir den Hundesport?

Im Londoner Zoologischen Garten gab es kürzlich eine Sensation. Ein Rugby-Fußball war von einem angrenzenden Spielfelde versehentlich in das Löwengehege geschleudert worden, und die Bestien stürzten sich nun mit freudigem Gebrüll auf den Ball. Sie spielten Rugby. Es ist nicht zu bestreiten, es war eine etwas primitive Art von Rugby. Aber das war schließlich nicht zu verwundern, denn die Löwen hatten immerhin keine Erfahrung in der Ausübung dieses Sports. Sie taten jedenfalls, was sie konnten. Daß der Ball in kurzer Zeit zerstört war, darf man ihnen auch nicht übel nehmen. Es war ihr erster Versuch mit diesem ja auch bei menschlichen Spielern nicht gerade ganz sanftmütigen Sport. Das englische Publikum hat sich mit diesem Löwen-Rugby jedenfalls sehr lebhaft beschäftigt. Außerhalb Groß-Britanniens ist man im allgemeinen der Ansicht, der Hauptunterschied zwischen Menschen und Tieren bestehe darin, daß die ersteren die Gabe der Sprache haben, die letzteren nicht. Aber in England gibt es einen viel tiefer greifenden Unterschied. Menschen sind diejenigen Wesen, die Fußball spielen können. Alle anderen, also die Tiere und manche Ausländer, gehören nicht dazu. Das schließt nicht aus, daß Wesen, die der zweiten Gruppe angehören, in die erste hinüberwechseln können, und Engländer, die die Gabe der Selbstironie haben, meinen, die kolonisatorische Methode Großbritanniens sei eigentlich darauf abgestellt. Aber was hier mit Menschen niederer Zivilisationsstufe unternommen wird, hat man doch bisher mit Tieren nicht versucht. Das Rugby-Fußballspiel zwischen den Löwen des Londoner Zoologischen Gartens regt in der Londoner Presse halb ironisch gemeinte, halb aber auch ernsthafte Erörterungen darüber an, ob man nicht gewisse Tiere zu sportlicher Betätigung abrichten könnte, z. B. Hunde. Wer weiß, was wir also noch erleben. Vielleicht ein Fußballmatsch zwischen Airedael-Terriern und Doggen.



Rätsel-Ecke

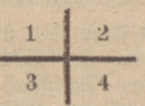


Rösselsprung.

schur-	raub-	hand	an	bringt	fehlt
	ver-	des	tier	mit	
dem	ken	ei-	stand	es	voll-
	uns	ber	was	nem	
prom-	sei-	sein	fel	bir-	doch
droht	im	stir-	ol-	leib	feu-
ne	to	nicht	ge-	ne	ne

*

Silbenkreuz-Rätsel.



1 + 2 suchst gut du zu erringen,
3 + 4 zählt zu geschenkten Dingen,
1 + 4 zieht nach der Ostsee Strand
4 + 2 halt' fest der Treue Band!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 75.

Kamm-Rätsel:

D	E	U	T	S	C	H	L	A	N	D
A		C		E		E		N		O
N		K		I		Y		T		G
T		E		D		S		O		G
E		R		E		E		N		E

= Deutschland.

*

Gegensatz-Rätsel:

Jugend, Ende, Dorf, Enge, Ruhe, Winter, Irrtum, Leben, Leib, Liebe, Abend, Nacht, Greis, Ehre, Leid, Ebbe, Bruder, Ebene, Nichte, Armut, Base, Ernte, Riese, Norden, Insel, Eltern, Meister, Angriff, Nenner, Durst, Wohlergehen, Inlaut, Lob, Lohn, Antwort, Land, Torheit, Sanftmut, Ergebnis, Inhalt, Narr =

Jeder will lange leben, aber niemand will alt sein!

*

Rätsel: Auf — Gabe — Aufgabe.

*

Literatur-Rätsel:

Eichendo **r** ff
L **o** hmeyer
s choenaich
L **e** tzner
g eibel
g oethe
Plat **e** n
Sto **r** m

= **Rosegger.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.